

Im Höllefeld.

Eine Geschichte aus den Bergen. Von Ludwig Ganshofer.

In die Fremdenliste des trefflichen Haushaltes, das den Mittelpunkt des hübschen Gebirgsdorfes bildete und die Grenze der anwesenden Sommerfrischler unter seinem Dach vereinigte, hatte er sich folgendermaßen eingetragen: Fritz, Bar. Wegerich. Das sollte nun freilich nur Fritz Bartholomäus Wegerich heißen, aber das verschämte Komma und die Abkürzung des zweiten Taufnamens zeigten die unüberwindliche Absicht, unsere gutbürgerlichen Helden einer hempe- und gebührensreichen Mobilisierung zu unterziehen. Bei den gefälligen Wirtshausbesuchen und ihren klugen Reden, in die auch die einzigen harmlosen Gäste war diese Absicht von guter Wirkung, und diese Gläubigen lehrten sich wenig daran, daß sich auf vielen Lippen immer ein gar merkwürdiges Lächeln zeigte, so oft von Herrn Baron Wegerich die Rede war. Er selbst lächelte dann recht gnädig und zufrieden und trug den Kopf so stolz erhoben, als wäre er laum den Erud, der ihm durch Kommas Gnaden verliehenen Adelstitel.

Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit kaufte er sich in den Ausfühnen des Verschönerungsvereins ein, ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum "maître de plaisir" der Fremden-Colonie und war überall dabei, mo es besonders in Gegenwart der zwei schmächtlichen Wirtshausknechte ein großes Wort zu führen gab. Selbstverständlich war er auch ein großer Bergsteiger und leistete das Unglaubliche in haarsträubenden Kletterpartien. Derartige Partien führte er aber stets ohne Führer und ohne Zeugen aus.

Er war ein leidlich hübscher Bursche und hatte, von seinen sonstigen Eigenschaften abgesehen, einem Mädchenauge wohl bezaubert können. Durch die Raslerade aber, in welcher er sich gefiel, machte er sein Aussehen zu einem recht merkwürdigen: halb Zirkelstrahl, halb Don Quixote im Touristenkostüm. An den edlen Ritter von La Mancha erinnerte er besonders durch seine schmalen, aber doch sehr hübschen Augen, die er auch in einem recht merkwürdigen, halb Zirkelstrahl, halb Don Quixote im Touristenkostüm. An den edlen Ritter von La Mancha erinnerte er besonders durch seine schmalen, aber doch sehr hübschen Augen, die er auch in einem recht merkwürdigen, halb Zirkelstrahl, halb Don Quixote im Touristenkostüm.

„Baron“ Wegerich war nämlich von einer fast krankhaften Sucht erfüllt, Landschaftspunkte mit mehrfachem Echo zu entdecken. Das Instrument, dessen er sich bei solchen Entdeckungstreffen bediente, war ein schwerer, gezierter Revolver. Auf jeder seiner Wald- und Bergwanderungen vertrat er ein Duzend Patronen — zum Schrecken des Wildes und zum ganz besonderen Reiz der Jagdgesellschaften. Die pflichttreuen Jäger rannten sich totblinde so oft sie einen Schuß im Walde hörten, und wenn sie dann an Stelle des vermeintlichen Wildbambies den Echo-Kolumbus mit seinem Revolver fanden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich durch gesunde Grobheiten für ihre Blage zu entschuldigen. Spitzwegerich erhielt deshalb eines Tages vom Förster eine scharfe Verwarnung, ließ sich aber dadurch keineswegs hören, weiter zu trauern.

Da geschah es nun einmal, daß unser Baron auf einer seiner Entdeckungstreffen hoch oben im Bergwald von einem schweren Gewitter überfallen wurde. In einer Holzrinne fand er willkommene Schutz vor dem stürmenden Regen. Stunde um Stunde verrann, aber das Schreien und Geknallen wollte kein Ende nehmen — und während der Hunger unserer Helden nach Hause getrieben hatte, hielt ihn das Bedenken zurück, daß seine so schon mit grüner Seide gefüllte Lederhose in gar ablichem Zustande aus so großer Wänsche hervorgehen möchte. Erst gegen Abend ließ der Regen nach, und als Spitzwegerich aufatmend aus der Hütte trat, äußerte er seine Freude über die endliche Erlösung durch Abseuerung von zwei Revolverpatronen. Dann schickte er sich zum Heimweg an. Kaum aber war er ein paar hundert Schritte niedergesunken, da hörte er näherkommende Tritte und halblaut Stimmen:

„G'wich is das wieder kein Anderer g'wesen, als wie der Herr!“
„Gott bewahr' der bleib bei so einem Wetter schon lieber im Wirtshaus sitzen! Da hat a Wilderer g'schossen, wie's ist eben, und nur a Kälber wenn ich meck' im Wald, so gib ich Feuer!“

Spitzwegerich erblachte, suchte sein Heil in rascher Flucht, und da es ihm nach den erlauteten Worten im Walde nicht mehr gebener war, schickte er zurück zur Holzrinne. Hier fand er güttern im Dunkel und hörte, wie draußen die Jäger anlangen, wie sie von den aufgefundenen Fußspuren sprachen und wie sie beschloßen, vor der Hütte auf den „Lumpen“ zu passen, der hier über müßte, da er keinen anderen Rückweg hätte. Die Stunde, welche nun verging, erschien dem Gefangenen bei seinem ratlosen Bangen wie eine Ewigkeit. Als er endlich zu dem Entschlusse kam, sich den Jägern auf Gnade und Ungnade zu überliefern, hatte sich

bei dem schwer bewölkten Himmel bereits dunklere Nacht über Wald und Berge gesenkt. Mit schwandender Stimme rief er seine Wächter an und schrie, da er draußen einen Hinterrücken hörte, hollernd seinen Namen. Da die Jäger seinen Worten keinen Glauben schenken, suchte er seine Identität zu behaupten.

Nach längerem Parlamentieren wurde der Friede unter folgender Bedingung geschlossen: Der „Herr Baron“ sollte in der Hütte Feuer machen, damit ihn die Jäger beim Schein der Flamme zu erkennen vermöchten. Durch das Fenster warfen sie ihm ein Zündholzbüschel zu und Spitzwegerich ließ sich, während er im Finstern darnach suchte, Kopf und Arme an allen Ecken! Endlich gelang es ihm, Licht zu machen und die Jäger, welche bereits über die Person ihres Gastlings beruhigt schienen, traten ein. Sie spannten die Gewehre ab, welche Spitzwegerich mit etwas scheuen Blicken betrachtete, und legten sich auf den Fesseln, auf welchem die dünnen Späne lustig brannten.

Die Jäger schnitten zwar finstere, ärgerliche Gesichter, demnach aber schien es, als hätte die Angst, der der „Herr Baron“ ausgestanden und seine beschämende, unangenehme Lage so etwas wie Mitleid in ihnen erweckt. Schließlich erboten sie sich sogar, ihn nach Hause zu führen. Spitzwegerich zeigte allerdings geringe Lust zu einem Abstieg in dieser pechschwarzen Nacht, er wäre lieber bis zum Morgen in der Hütte geblieben — doch als die Jäger meinten, daß für einen so berühmten Bergsteiger wie der „Herr Baron“, ein nächtlicher Marsch durch den gefährlichen Wald eine Kleinigkeit wäre, ließ ihn die Eitelkeit verblenden. Auch tröstete ihn die Laterne, die einer der Fortflueute aus seinem Rucksack zum Vorlicht brachte.

Voraus der Jäger mit der Laterne, hinter ihm der recht schweigsame Echo-Kolumbus, dann der andere Jäger, so traten sie den Heimweg an. Die Jäger schienen einen näheren Weg einzuschlagen, denn sie verließen bald den ausgetretenen Steig und bogden seitwärts in den Wald. Das war ein bitterer Marsch! Leber Südde und Wurzel, über bemooste Felsblöcke, durch Gebirgen und über jählos Windbrüche ging es dahin in unbeschreiblichem Wechsel. Der arme Spitzwegerich dampfte vor Schweiß.

Und plötzlich, gerade als sie mitten zwischen großen, kantigen Felsblöcken standen, erlosch die Laterne und sie waren von einer Finsternis umgeben, in der man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte.

„Sakra noch amal — jetzt is's gut!“ brummte der Jäger, der die Laterne getragen hatte.
„Ja, was machst denn!“ grollte der andere.
„Ich kann mir dafür, die Kerzen is' mir rausg'fallen.“
Wohl eine halbe Stunde suchten sie vergebens nach der Kerze.

„Es hilft mir, die is' nimmer zum finden. Jetzt müssen wir uns halt beim greifen.“
Plaudernd tappten sich die beiden Jäger durch die Finsternis weiter, bald aufwärts, bald abwärts, bald links und wieder rechts. Spitzwegerich stolperte hinter ihnen nach, manchmal hobte er laut — er mochte wohl Urklage dazu haben — oder rief wohl auch, wenn er eine Strecke zurückgeblieben war, seinen Führern mit weinerlicher Stimme zu, sie möchten doch ein Weilschen auf ihn warten. Das thaten sie auch immer, an schlechteren Wegstellen blühten sie ihm mit ihren Armen und trösteten ihn dabei mit der Versicherung, daß der Wald ihnen Augenblicke zu Ende sein müßte. Das traf auch freilich nach etwas länglichen Augenblicken richtig ein. Spitzwegerich athmete erleichtert auf; sie mußten ja bereits die Hölle erreicht haben, denn man konnte schon aus nächster Nähe das Raufchen des Bades hören, der am Dorfe vorüberfloß. O bittere Enttäuschung! Kaum hatten sie den Wald verlassen, da gerietten sie, nach kurzem Marsche über ebenen Wiesengrund, in wirres Gebüsch. Ein paar Mal ging's im Kreis umher, aber es wollte sich kein Ausweg aus dem tiefenden Gezweige finden lassen.

„Halten S' Ihnen nur fest an mich und machen's allein keinen Schritt nach rechts oder links“, ermahnte einer der Jäger den Baron, „sonst können S' an End' in a Loch wo' neintreten und an Haren brechen!“
Erstochen Kammerte sich Spitzwegerich an den Wettermantel seines Führers und sein Schreden steigerte sich noch, als er jählings den anderen Jäger rufen hörte: „Sakra! Z'nd, sag' ich — grad vor uns geht an Wand' nunter!“
Da standen sie nun ratlos still, bis nach einer Weile Spitzwegerich's Führer kleinlaut fragte: „Jetzt weiß ich net, wo müssen denn wir da hing'rathen sein?“
„Aber ich — ich kenn' mich jetzt aus!“ erwiderte der andere mit unheimlicher Dumpfheit. „Obst dem's Wasser vor uns net rauschen! Die Wand und's Wasser, wir steh'n ja heilig mitten d'rinn im Höllefeld!“
„Im Höllefeld?“ jitzerte es von Spitzwegerich's Lippen und ein eisiger Schauer rann ihm über den Rücken. Er launte ja den Höllefeld, diese wilde, pfadlose Schlucht, in deren Tiefe ein grundloses Wasser rauschte. Ein fal-

cher Tritt auf dem Rande dieser Schlucht bedeutete den sicheren Tod.
„Jetzt bleib's nur hoden auf'n Fied und halt's auch mit alle Hand' an die Aest' an“, mahnte der Jäger, der die entsehlige Entscheidung gemacht hatte; „ich ikau derweil, ob ich den Rückweg net wieder find'.“
„Na, Seppel, bleib' lieber da bei uns! Man weiß ja in der Finsternis nimmer, was oben und unten, was rechts und links is. Bleib da, Seppel — wie leicht kann Dir was passiren.“
Seppel aber hörte nicht auf diese warnenden Worte. Die beiden Zurückbleibenden hörten ihn durch die Büsche rauschen, dann plötzlich vernahmen sie ein kurzes Poltern, einen klatschenden Fall — ein marderghatternder Schrei durchgelte die Nacht — dann war nur noch das Raufchen des wilden Bergbades zu hören.

„Mein Kamerad — mein Kamerad!“ schrie der Jäger, der bei Spitzwegerich zurückgeblieben, schluchzend auf, und ohne der Gefahr zu achten, die ihm augenscheinlich drohte, stürzte er durch die Büsche davon, der Richtung zu, aus welcher der gräßliche Schrei geklungen war.
Mit zitternden Händen an die Zweige geklammert, sah Spitzwegerich in dem nassen Gebüsch. Er fühlte, wie ihm vor Angst und Grausen die Haare zu Berge standen. Jeden Augenblick meinte er, die Erde unter sich weichen zu fühlen und ohne der Woge er sich nicht zu regen.
In qualvollen Minuten veram ihm die Zeit, mit hämmerndem Herzen lauschte er in die finstere Nacht, in das monotone Raufchen, aber keiner der Marsch lehrte zurück, er hörte keinen Schritt, keinen Ruf, keinen Laut.
Endlich grante der Morgen, aber noch immer fand er nicht den Muth, sich zu bewegen. Erst als es völlig Tag geworden, verfuhrte er zitternd sich aufzurichten. Langsam tauchte er mit dem Kopfe über das Gebüsch empor — und da rief er die Augen auf, daß ihm die Erde fast zu schälen drohten.

Die Höllefeldschreien, die ihn umgaben, fanden mitten in der schönsten ebenen Wiese; kaum zwanzig Schritte vor ihm rauschte der friebliche Bach in seinen niederen Ufern — und über dem Bach drüben erhob sich das blinkende Wirtshaus, auf dessen Hauswand die beiden Jäger saßen, die ihm lachend zuwinkten, mit ihren grünen federge schmückten Hüten. Vor ihnen stand die jüngere der zwei blonden Wirtshausknechte und während sie sich die Arme in die Hüften stemmte, kam die Schwester mit dem dampfenden Kaffee aus der offenen Thüre.
Bei diesem Anblicke stieg unserm Helden etwas auf die Zunge, so bitter wie Galle. Auf weitem Umweg schlich er sich durch die Hinterthür in's Haus, entledigte sich der nassen Kleider, kroch in's Bett und ließ sich heißen Thee bringen.

Gegen Abend aber packte er seinen Koffer und in der Dämmerung verließ er das Dorf auf Nimmerwiedersehen.
Ann-Mary und Jane-Mary.
Von Grace King.

Die alte Jane-Mary lehnte sich an die Wand ihrer Stütte, und drüben auf der Erde rollte ihr Wangen herab. Seit dem Begräbniß ihres letzten Kindes hatte sie nicht mehr geweint.
Ann-Mary und sie, sie lebten zusammen in dem rothangefirbenen Häuschen, an dessen Wand sich Jane-Mary in diesem Augenblicke lehnte. Seit fünfzig Jahren lebten sie darin allein, seit Jane's Gatte und nach ihm ihre drei Kinder von gelben Fieber dahingegerafft worden waren.
Das Häuschen mit seinen beiden Stuben, dem Stall, in dem eine Kuh blühen, und dem Stüchchen mit Zwiebeln bepflanzen Garten, das alles war von Jane's Gatten gekauft und besetzt worden, eines jener arbeitssamen und fleißigen Gasconner, durch deren massenhafte Einwanderung New Orleans mit ganzen Vierteln von rothen Häuschen bevölkert worden ist. Hätte er noch gelebt, es hätte in der Gegend kein wohlhabenderes und glücklicheres Heim gegeben. Uebrigens hatten die beiden Frauen zu diesen Erfolgen beigetragen; Beide — die Gattin und die Schwägerin — hatten jede wie ein Mann gearbeitet. Und sie arbeiteten ebenso nach dem Tode des Gatten Jane's, besorgten die Kuh, ernteten, säeten, pflanzten und begossen. Gleich am Tage nach dem Begräbniß hatte Jane-Mary das Gestell auf die Schulter genommen, an dem die Milchkannen hingen, und trug sie zu den Kunden hin, während Ann-Mary gleichzeitig mit ihrem Gemüthe auf den Markt zog. So hatten sie es fünfzig Jahre hindurch getrieben.

Jetzt waren sie alt; schon 75 Jahre; denn ihrem Ausbruch nach waren sie als Zwillingsschwesteren auf die Welt gekommen. Auf zwei Zwillinge aber kommt, so sagt man, immer ein Glückspilz und ein Pechvogel. Jane-Mary hatte alles Glück, Ann-Mary alles Unglück im Leben gehabt. So brachte sie jetzt schon Monate im Bett zu und litt an Rheumatismus, während Jane-Mary mit ihren Holzschuhen noch ebenso fleißig herumtrippelte, wie in ihren jungen Tagen. Aber trotz ihres Alters und trotz Ann-Mary's Krankheit hatte man jeden Sonnabend eine Kleinigkeit unter den Ziegeln ein Heerd legen können, als Kette für die Steuern und auch für das Begräbniß;

eine Sorge, die sie nie aus dem Auge verloren. Zu Lebzeiten des Gatten legte man noch Goldstücke in diese seltsame Sparbüchse, doch die waren alle fortgegangen, als man die vier Bedingungen und die diesjährige Rechnung des Doctors bezahlen mußte. Jetzt legten die beiden Frauen Silberstücke hinein.
Nun hatten sie einmal gehört, man könne mit einem Schläge in der Lotterie ebenso viel wie durch die Arbeit eines ganzen Jahres gewinnen. Das brachte sie darauf, zum Schluß jedes Monats ein kleines Geldstück beiseite zu legen, um ein Loos kaufen zu können; nicht etwa eins, womit man gleich das große Loos gewinnen konnte, nein, nur so eins für die kleinen Gewinne.

Ann-Mary kaufte das ihre, als sie nur Martie zurückkam, Jane-Mary ging in irgend einen Laden, um dasselbe zu thun, und Nachmittags schloffen sie sich der Menschenmenge an und umstanden mit den anderen Leuten die Tafel, auf der die Gewinnnummern mit Kreide bezeichnet wurden. Und es war merkwürdig: die Zahlen Jane's kamen zweimal häufiger heraus als die Ann-Mary's. Nicht, daß sie etwas gewann, sie hatte nicht das Glück, daß ihre Zahlen auch in der vorchristlichen Reihenfolge herauskamen, sie kamen vereinzelt, hier und da, doch das war schon Grund genug, daß die alte Ann-Mary zwei Tage brumnte und Inanerte und der Verkauf der Zwiebeln darunter zu leiden hatte. Als sie dann das Zimmer hüten mußte, kaufte Jane-Mary für sie Beide gleiche Loosnummern, und während Ann-Mary an's Bett gefesselt blieb und gekloppt das Ketteln abwartete, ging Jane-Mary allein fort, um dem wichtigen Schauspiel bei zuwohnen.
Da, eines Abends sah Jane-Mary, daß der Lotterie-Agent die Nummern wirklich in der Reihenfolge ausgeschrieben, in der sie auf ihrem Loos standen; sie hatte 40 Dollars gewonnen!
Als die alte Frau das sah, fühlte sie sich ganz glücklich, fast so glücklich, wie sie einst bei der Geburt ihres einzigen Sohnes gewesen. Ohne jemand ein Wort zu sagen, ließ sie spornstreich nach Hause, um Ann-Mary die Nachricht mitzuteilen. Doch sie ließ nicht so schnell, daß sie nicht Zeit gehabt hätte — in Gedanken natürlich — mehrere Male die Dollars auszugeben, die sie in den zitternden Händen hielt.
Sie stieß die Thür des Häuschens auf, die nicht verschlossen war und trat in das kleine Zimmer, in dem die Schwester lag.

„O! Ann-Mary, Töchterchen!“ rief sie, „diesmal haben wir's!“
„Wessen Loos?“ fragte Ann-Mary sofort.
Da durchschloß Jane-Mary wie ein Blitz der Gedanke an das befandige Bett, das die Schwester alleszeit gehabt hatte. Ihr Bräutigam war ihr ungetreu geworden, während Jane-Mary einen guten Mann fand, und stets, bis auf die Lotterieloose, bis auf den Verkauf der Gemüse, bis auf den Rheumatismus — immer war sie ein Stiefkind des Schicksals gewesen. Und als sie jetzt so erwartungsvoll und gespannt die Frage nach dem Loos an sie richtete, da antwortete Jane-Mary ohne Bedenken:
„Das Deinige natürlich, Töchterchen!“
„Wo, wo, denn? Gib's her!“
„Wo hast Du's?“
Wochenlang hatte sie sich nicht rühren können, jetzt lag sie aufrecht in ihrem Bett und streckte ihre langen, knöchigen Finger mit den langgeschweiften Nägeln nach dem Gelde aus, das Jane-Mary in ihr baumwollenes Taschentuch eingewickelt hatte. Und dann zählte sie es, betrachtete es noch einmal, und betrachtete es von Neuem. Und wäre sie nicht so alt, so krank, so zahlos gewesen, das Lächeln, das ihr Gesicht verklärte, hätte sie in diesem Augenblicke schon erscheinen lassen.

Jane-Mary mußte sie verlassen, um Wasser aus dem Brunnen zu holen und den Garten zu sprengen, dann mußte sie das Gemüse für den morgigen Markt pflücken.
D, sie fühlte sich jetzt noch glücklicher, als zu der Zeit, da ihr ihre Kinder geboren wurden, noch glücklicher, als wenn man ihr ihren Gatten zurückgegeben hätte.
Wegen der herrschenden Dürre stand das Wasser im Brunnen sehr niedrig. Es gab nicht viel alte Frauen von fünf- und sechzig Jahren, die im Stände waren, ein großes Gartensäckel so andauernd und sachgemäß zu bewässern, wie sie es that.
Die Dämmerung sank hernieder. Jane blieb stehen und dachte: „Nun geh' ich hinein. Ich muß doch noch einmal die Alte über ihr Glück lachen sehen.“
Zu einander sagten sie nämlich: „mein Töchterchen!“ Doch wenn die Eine von der Anderen sprach, blieb es immer: „die Alte.“
In der Holzwand des Häuschens befand sich ein Loch, ein Astloch. Trotz Ann-Mary's Rheumatismus hatten sie es nie verlohrt, denn sie sagten, es gäbe ihnen Licht und Luft. Jane-Mary zog die Holzstube aus, schlich sich leise herein, lächelte vergnügt vor sich hin, und legte dann das Auge an das Loch.
Was mußte sie sehen?
Ann-Mary war nicht mehr in ihrem Bett, das sie seit zwei Monaten nicht verlassen hatte. Jane's Auge mußte erst im Zimmer umhergeschweifen, bevor sie sie entdeckte.
Ann-Mary lag im kurzen Rock und in der Nachjacke, mit nackten Füßen in

einem Winkel auf den Knien, hob ein Stück Diele aus und versteckte dort wie es die Bauern zu thun pflegen, ihr Geld.
Und vor wem wollte sie es dort verstecken? Sie sprach vor sich hin und dachte dabei mit dem grauen Kopf: — sie versteckte ihr Geld aus Furcht, Jane-Mary könne es ihr wegnehmen!
Jane hörte das alles... Und darum meinte sie, während sie den Kopf an die Wand des Häuschens lehnte.
Es war ihr, als hätte sie ihre Zwillingsschwester nie gekannt, obwohl sie doch ihr ganzes mühseliges Dasein zusammengelebt hatte —

Der Diamant in der Bekantafche.
Der große Diamant Karl's des Kühnen, „Sancy“, kam nach mannigfachen Wechseln in den Besitz des russischen Fürsten Demidoff, der ihn in eine Brosche fassen ließ und seiner damaligen Braut, Prinzessin Mathilde Bonaparte zum Geschenk machte. Die junge Prinzessin kam nach Paris, und wollte natürlich alle Sehenswürdigkeiten besuchen. Um die Russen, Sammlungen besser zu würdigen, ließ sie sich von Fachmännern begleiten.
So besuchte sie auch das Museum des Louvre in Gesellschaft des berühmten Kritikers Jules Janin. Als sie in dem großen vierdigen Saale waren, sahen sie, wie sich die Menge vor ihnen immer mehr zusammendrängte und sie im Weitergehen nicht mehr weiter kamen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber dies Gedränge mußte doch einen anderen Grund haben. Die Prinzessin, die ihren Diamant lebenslang liebte und fast nie ablegte, hatte ihn auch diesmal an ihrer Brust, und der Glanz des Steines war es, der die Menge so blendete. Da die Prinzessin dies gewahrte, zog sie schnell die Brosche aus ihrem Gademirshals und bat Jules Janin, das Kleinod aufzubewahren. Dieser steckte den Sancy wirklich in der Bekantafche und legte mit der Prinzessin den Weg durch das Museum fort. Später trennte man sich, ohne an etwas weiter zu denken; Jeder kehrte nach Hause zurück. Ein Tag, zwei Tage, acht Tage vergehen. Der Fürst ladet den Kritiker zu Tisch. Dieser kommt, als ob nichts wäre, als ob es keinen „Sancy“ gäbe. Man dinirt, man kommt zum Dessert. Zufällig kommt das Gespräch auch auf Diamanten.
„Ach richtig,“ sagt der Fürst in gleichgültigem Ton, „wie fand man bei Ihnen den Diamant meiner Frau.“
„Den Sancy?“ riefen die Gäste.
Jules Janin wurde roth, blaß, grün — man glaube, er werde in Ohnmacht sinken. Mit einem Male springt er auf, fährt hinaus und in dem ersten Wagen, den er trifft, befiehlt im härtesten Galopp zu fahren, und langt zu Hause athemlos an, als ob er selber geloppirt wäre. Er springt die Thüren seiner Wohnung auf, und kann nichts weiter vordringen, als die Worte: „Meine Wesse! Meine Wesse!“
„Welche Wesse?“ fragte der Bediente erhaunt.
„Die, — welche ich am Samstag trug — eine weiße Blaue-Wesse!“
„Samstag? Die ist bei der Wäsche!“
„Um Gottes willen, ist denn das gewiß!“
„Ich glaube wohl, indessen kann man ja nachsehen!“
Und Jules Janin eilt zu einem kleinen dunklen Kabinett, das an sein Schlafzimmer schloß, und worin er die getragene Wäsche zu werfen pflegte. Er reißt krampfhaft die Thür auf — und siehe, der erste Gegenstand, den er auf der Erde erblickt, ist der in der Dunkelheit weithin blühende „Sancy“, der aus der Tasche gefallen war, und den nur ein Wunder gerettet hatte.
„O, welche Angst habe ich ausgestanden“, sagte der Kritiker, als er mit dem Kleinod zu dem Fürsten zurückkehrte; „aber warum haben Sie den Stein nicht früher zurückverlangt?“
„Bah“, erwiderte der Fürst, „wir vermutheten eine kleine Vergeßlichkeit, vielleicht auch irgend ein Unfallo. Wozu Ihnen Kummer machen? Man wartete auf eine natürliche Gelegenheit, mit Ihnen davon zu sprechen.“
Und der „Sancy“ war — zwei Millionen Franken werth!

Die Nachtheile der Grobheit.
Wie das „Neue Wiener Tageblatt“ mittheilt, wird seit Kurzem in Budapest Avolatenkreisen folgendes Geschäftsführer im Kommerzien-Rat hat bei einem Budapest Bezirksamte einen ziemlich unbedeutenden Rechtsstreit anzutragen und beauftragte einen dortigen Rechtsanwalt für ihn die Sache zu führen. Der Avokat erledigte den Prozeß und schickte gleich darauf seinem reichen Klienten eine Rechnung über 300 fl. Darüber geriet der Graf in den größten Zorn, allein er nahm schließlich doch drei Hunderten aus der Kasse und beförderte dieselben mit einem Geleitbrief, den er mit den selbständigen Worten schmückte: „Hiermit erhalten Sie 300 fl. zum Anlauf eines Stricks.“ Es verstrichen drei Tage, ohne daß sich der Avokat gemeldet hätte, allein am vierten Tage langte auf der Post das Grafen ein Wagen mit — Striden an, mit der Meldung, daß der Rechtsanwalt, dem Auftrage des Herrn Grafen gemäß, Stride gekauft habe und sie ihm hiermit

angehen lasse. Gleichzeitig erlaube er sich, an die Honorierung der Rechnung zu erinnern, zu welcher noch 10 fl. für die auf diesen Entlast verwendeten Mäße hinzukämen. Der Graf hat jetzt alle Höfe voll mit Striden.
Auch ein Coaf.
Im Kasino feiert man das fleißigste Geburtstagsfest des Präsidenten. Es ist schon außerordentlich spät, als man nach Herrn Florel auffordert einen Coaf auszubringen. Lange kränkt er sich — endlich beginnt er: „Meine Herren! Ich bin kein Redner! Entschuldigen Sie also, wenn ich einen Unfluth daberret — aber es kommt von Herzen. Unser Herr Präsident — er lebe hoch!“
Auf einer Soiree.
Tochter des Hauses (zu einem Bekannten): „Ein entsehliges Gedränge wieder heute bei uns! O, was gab' ich darum, wenn ich ein Mittel wüßte, ein paar Minuten allein sein zu können!“
Der Bekannte: „Singen Sie doch ein Bißchen, mein Fräulein.“
In der Sommerfrische.
Keltische Dame (zu ihrer Freundin): Sieh nur, liebe Selma, wie malerisch der junge Schnitter dort sich auf seine Sense lehnt! Ich möcht wohl wissen, was er denkt! Es mögen poetische Gedanken sein, die ihm durch den Sinn gehen!
Schnitter (für sich): Da stehen nun die zwei alten Schachteln schon wieder und gaffen! Die haben doch auf der Gotteswelt nichts zu thun, als unserem Herrgott den Tag abzustehlen!

Netter Trost.
Frau (zu ihrem in der Nacht heimkehrenden Gatten): „Aber Edward, du kommst ja jeden Abend später nach Hause! Gesehn um 11, heute um 12.“
Mann: „Na, beruhige dich nur, morgen fange ich wieder um 1 an!“
Ueberrübene Gemüthlichkeit.
Herr Wegerich in Dresden wird eines Nachts durch ein Geräusch geweckt und bemerkt einen Eindringler an seinem Bettspind. Eine Weile b' o'achtet Herr Bemmchen, wie sich der Strich abwärts und schweißtreibend, jedoch dergelich abmüht; endlich ruft Bemmchen: „Wech Ansehen, die Quälerei kann ich Sie nicht länger ansehen, hier haben Sie den Schlüssel!“
Suchbare Mächte.
Lehrer: „Müller, wodurch sind im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt drei römische Heere in Gallien zu Grunde gegangen?“ Müller weiß es nicht und sein Nebenmann sagt ihm vor: „Durch Gimbren und Teutonen.“ Müller (laut): „Durch Himbeeren und Melonen!“
Eins nach dem Andern.
Meister (zum Lehrlingen): „Du bist du noch nicht fertig mit dem Stiefelputzen, du fauler Schlingel?“
Gleich Meister, ich bin beim zweiten.“
Meister: „Na, wo ist denn der erste?“
Lehrlinge: „Der pug' ich erst, wenn der zweite fertig ist.“
Schwab und Bayer.
Auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Zellbronn befindet sich ein großes Fach, und auf diesem Fach ist folgender Vers zu lesen:
Uffrichtig und gradbraus
Gutmüthig bis dort nach,
Wenn's sei muß, au faugroß,
Dös is' der Schwab.
Leghün schrieb nun ein „Männchen Kind“ darunter:
A bißl taußen,
Recht viel taußen,
Freich, froh und frei,
Beharrlich und treu,
Für'n König durch's Feuer,
Dös is' da Bayer.
Wie's Verlobtes' thuat.
„Geh', Michl, sag' mir doch amal, Sag', wie's Verlobtes' thuat.“
„Das woast no' nit? Na, Du bist dumm!“
Y moan, dös liegt im Wlat. —
Zerst moanst Scho' frei, möcht's narriß wer'n,
Dann bist glei' wieder stad',
Danach wirt' grandl', zwiber aa',
So wie ma' sagt: recht stad',
Dann wirt' voll freud', möcht's juhoch'n,
Bist aber glei' betraibt,
Und wenn Dir d' Freif'n aa' nit
schnekt!
Bua — nach'r bist betraibt!
Trost.
Wenn Große voller Dünkelstun
Sich über dich erheben,
So bleibe ruhig, blide hin —
Natur wird Trost dir geben:
Es freien Hiel und Grassen
Wohl Gras und Wälder auf der Flur,
Doch sie in Seide umgasssen,
Bermag die kleine Raupe nur.

Bösch's Dorficht.
Bewerber: „Darf ich Sie, Herr Kammerath, um die Hand Ihrer jüngsten Tochter bitten?“
Kameralath: „Mein Gott, die ist ja erst vierzehn Tage alt!“
Bewerber: „Ja, diesmal will ich eben nicht wieder zu spät kommen!“